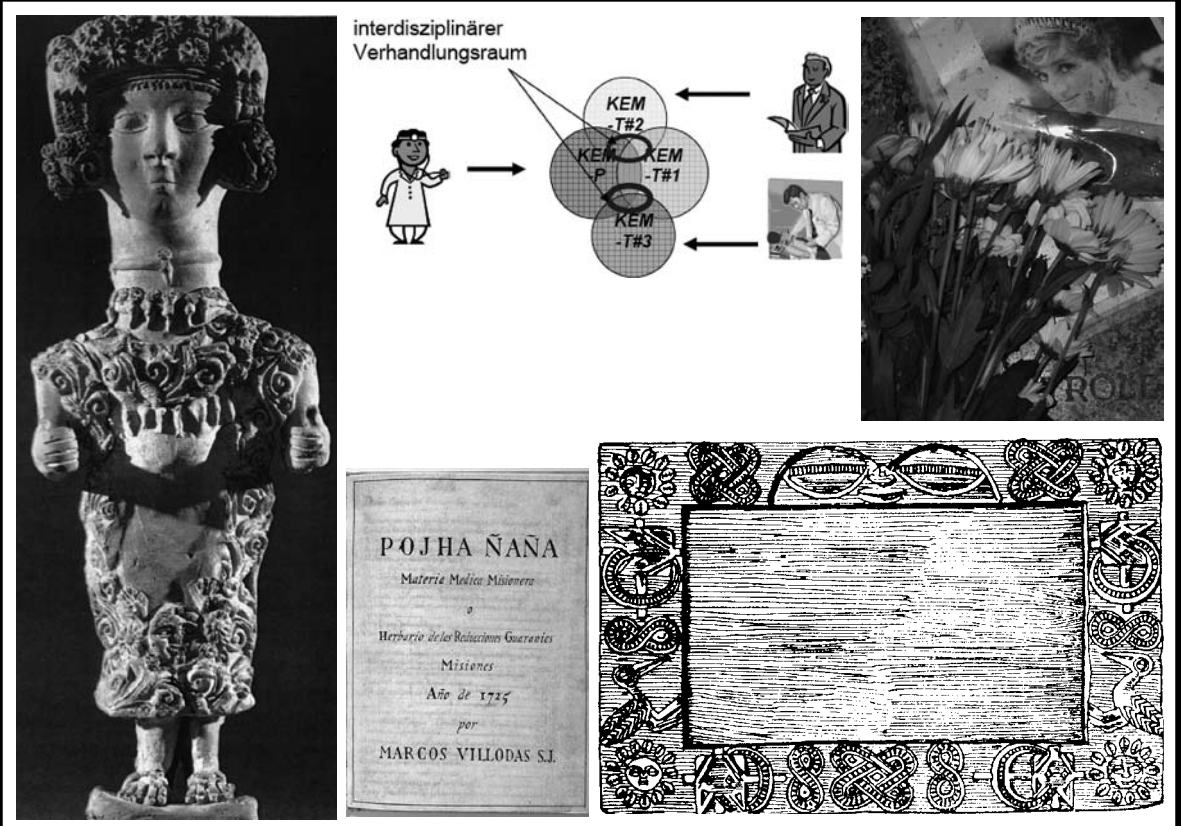


Anthropologie

Zeitschrift für Medizinethnologie • Journal of Medical Anthropology

hrsg. von/edited by: Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin e.V. – AGEM



AGEM 1970–2010: 40 Jahre Forschen
im „Interdisziplinären Arbeitsfeld Ethnologie & Medizin“.
Rückblick und Ausblicke II: Anwendungen

Zum Titelbild/Cover picture 33(2010)3+4:

Abbildungen zu Artikeln aus diesem Heft:

links: die Göttin Tanit (Ibiza) / **Mitte oben:** Der Patient als Integrator; **unten:** Ifa-Orakelbrett / **rechts oben:** Flowers in Memory of Mortal Road Accidents, Lady Diana in Paris; **unten:** Ethnobotanik der Guarani 1725

Figures of articles in this issue:

left: Goddess Tanit (Ibiza) / **middle up:** The Patient as Integrator; **below:** Ifa-oracle / **right above:** Flowers in Memory of Mortal Road Accidents, Lady Diana in Paris; **below:** Guarani Ethnobotany in 1725.

Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin – AGEM, Herausgeber der

Curare, Zeitschrift für Medizinethnologie • Curare, Journal of Medical Anthropology (gegründet/founded 1978)

Die Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin (AGEM) hat als rechtsfähiger Verein ihren Sitz in Hamburg und ist eine Vereinigung von Wissenschaftlern und die Wissenschaft fördernden Personen und Einrichtungen, die ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke verfolgt. Sie bezweckt die Förderung der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen der Medizin einschließlich der Medizinhistorie, der Humanbiologie, Pharmakologie und Botanik und angrenzender Naturwissenschaften einerseits und den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften andererseits, insbesondere der Ethnologie, Kulturanthropologie, Soziologie, Psychologie und Volkskunde mit dem Ziel, das Studium der Volksmedizin, aber auch der Humanökologie und Medizin-Soziologie zu intensivieren. Insbesondere soll sie als Herausgeber einer ethnomedizinischen Zeitschrift dieses Ziel fördern, sowie durch regelmäßige Fachtagungen und durch die Sammlung themenbezogenen Schrifttums die wissenschaftliche Diskussionsebene verbreitern. (Auszug der Satzung von 1970)



Zeitschrift für Medizinethnologie
Journal of Medical Anthropology



Herausgeber im Auftrag der / Editor-in-chief on behalf of:
Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin e.V. – AGEM
Ekkehard Schröder (auch V.i.S.d.P.) mit

Herausgeberteam / Editorial Board Vol. 33(2010) - 35(2012):
Hans-Jörg Assion (Detmold) info@gpz-lippe.de // Ruth Kutalek (Wien) ruth.kutalek@meduniwien.ac.at // Kristina Tiedje (Lyon) kristina@tiedje.com

Geschäftsadresse / office AGEM: AGEM-Curare
c/o E. Schröder, Spindelstr. 3, 14482 Potsdam, Germany
e-mail: ee.schroeder@t-online.de, Fax: +49-[0]331-704 46 82
www.agem-ethnomedizin.de

Beirat / Advisory Board: John R. Baker (Moorpark, CA, USA) // Michael Heinrich (London) // Mihály Hoppál (Budapest) // Annette Leibing (Montreal, CAN) // Armin Prinz (Wien) // Hannes Stubbe (Köln)

Begründet von / Founding Editors: Beatrix Pfeleiderer (Hamburg) – Gerhard Rudnitzki (Heidelberg) – Wulf Schiefenhövel (Adechsch) – Ekkehard Schröder (Potsdam)

Ehrenbeirat / Honorary Editors: Hans-Jochen Diesfeld (Starnberg) – Horst H. Figge (Freiburg) – Dieter H. Frießem (Stuttgart) – Wolfgang G. Jilek (Vancouver) – Guy Mazars (Strasbourg)

IMPRESSUM 33(2010)3+4

Verlag und Vertrieb / Publishing House:

VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung, Amand Aglaster
Postfach 11 03 68 • 10833 Berlin, Germany
Tel. +49-[0]30-251 04 15 • Fax: +49-[0]30-251 11 36
e-mail: info@vwb-verlag.com
<http://www.vwb-verlag.com>

Bezug / Supply:

Der Bezug der *Curare* ist im Mitgliedsbeitrag der Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin (AGEM) enthalten. Einzelne Hefte können beim VWB-Verlag bezogen werden // *Curare* is included in a regular membership of AGEM. Single copies can be ordered at VWB-Verlag.

Abonnementspreis / Subscription Rate:

Die jeweils gültigen Abonnementspreise finden Sie im Internet unter // Valid subscription rates you can find at the internet under: www.vwb-verlag.com/reihen/Periodika/curare.html

Copyright:

© VWB – Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin 2010

ISSN 0344-8622

ISBN 978-3-86135-761-2

Die Artikel dieser Zeitschrift wurden einem Gutachterverfahren unterzogen // This journal is peer reviewed.



Zeitschrift für Medizinethnologie
Journal of Medical Anthropology



hrsg. von/ed. by Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin (AGEM)

Inhalt / Contents
Vol. 33 (2010) 3+4
Doppelheft / Double Issue

**AGEM 1970–2010: 40 Jahre Forschen im
„Interdisziplinären Arbeitsfeld Ethnologie & Medizin“.
Rückblick und Ausblicke II: Anwendungen**

herausgegeben von / edited by:
EKKEHARD SCHRÖDER

Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin e.V. – MAGEM 31/2010	164
Wolfgang Jilek – zu seinem 80. Geburtstag (*25.11.1930) (ARMIN PRINZ)	172
Dem Ethnomediziner Armin Prinz zum 65. Geburtstag (*29.07.1945) (EKKEHARD SCHRÖDER)	174
 Angewandte Perspektiven: Artikel – Forum – Buchbesprechungen	
<i>Kultur, Medizin und Psychologie im Dialog – Angewandte Perspektiven</i>	
SIMON DEIN & KALPANA DEIN: Islamophobia and Mental Health of Muslims in the UK Post September 11, 2001	176
CLAUDIA LANG & EVA JANSEN: Depression und die Revitalisierung der ayurvedischen Psychiatrie in Kerala, Indien	181
PETER KAISER: Mental Health in the Developing World: Considering Local Human Resources	188
BERND RIEKEN: Das Analogiedenken und seine Bedeutung für Medizin und Psychotherapie	194
WERNER F. BONIN: Der Geist der Medizin und das nichtaristotelische Denken (Reprint 1978)	202
 <i>Mensch und Pflanze – Ethnobotanik</i>	
GUY LESOEURS: Flowers in Memory of Mortal Road Accidents. The Example of Pont de L’Alma. A Contribution to the “Ethnobotany of Mourning and Memorial Processes”	215

GUY LESOEURS: Tradition and Function of Dream Catchers of Northern American Indians	219
FRANZ K. HUBER, CAROLINE S. WECKERLE & KLAUS SEELAND: Medicinal Plant Collection in the Hengduan Mountains, Southwest China: What Defines Sustainability?	222
HENRIK SCHRÖDER: Heilmittel aus Europa. Aspekte eines frühen „Medizin“-Transfers bei den Guarani in Paraguay	227
Forum: Zur Medizinethnologie	
JOACHIM STERLY: Ethnomedizin als interdisziplinäres Arbeitsfeld (Reprint 1974)	241
RUTH KUTALEK: Medical Anthropology at Harvard—An Overview	245
HARIKA DAUTH: Hunger. Ursachen und Abhilfe – Eine interdisziplinäre Kontroverse. Tagungsbericht aus Leipzig, November 2009.	250
Buchbeprehungen / Book Reviews I	256
Frauengesundheit	
KARIN & KURT RICHTER: Die Reise zur Göttinn Tanit (Ibiza) – Ein Brückenschlag zwischen indigenen und westlichen Heilverfahren.	267
MATHIEU BUJOLD: Der Patient als Integrator: Zur Beziehungsanalyse der Interaktion verschiedener Erklärungsmodelle von Kranksein in einem <i>integrativen</i> Behandlungszentrum in Kanada	275
Buchbeprehungen / Book Reviews II (Frauengesundheit)	
EKKEHARD SCHRÖDER: Schlussbetrachtung: AGEM 1970–2010. 40 Jahre Forschen im „Interdisziplinären Arbeitsfeld Ethnologie & Medizin“ im Spiegel der <i>Curare</i> . Ausblicke	
Résumés des articles <i>Curare</i> 33(2010)3+4	
Die Autorinnen und Autoren in <i>Curare</i> 33(2010)3+4	
Zum Titelbild	U2
Impressum	U2

Endredaktion: EKKEHARD SCHRÖDER

Redaktionsschluss: 28.07.2011

Die Artikel in diesem Heft wurden einem Reviewprozess unterzogen / The articles of this issue are peer-reviewed

„Hunger. Ursachen und Abhilfe – Eine interdisziplinäre Kontroverse“. Tagungsbericht, Leipzig im November 2009

HARIKA DAUTH

Hunger – ein globales Phänomen

Hunger ist ein globales Phänomen. Und doch ist es ein Thema, das in der deutschsprachigen Ethnologie eine eher marginale Stelle einnimmt. Umso mehr überraschte die Ankündigung des Leipziger Instituts für Ethnologie, eine Tagung rund um das Thema Hunger zu veranstalten. Unter dem Titel „Hunger. Ursachen und Abhilfe. Eine interdisziplinäre Kontroverse“ kamen vom 19. bis 21. November 2009 Vertreter aus Forschung und Praxis zusammen, um sich der Komplexität des Phänomens Hunger aus unterschiedlichen Perspektiven zu widmen. Denn Disziplinen wie die Politikwissenschaft, Geschichte, Wirtschaftswissenschaft, Agrarökonomie, Rechtswissenschaft und Ethnologie beschäftigen sich mit dem Thema Hunger, wenn überhaupt, nur innerhalb ihrer Disziplin. Das erklärte Ziel der Organisatoren dagegen war es, dem wissenschaftlichen Inseldenken entgegenzuwirken und fächerübergreifende Argumentationen zu initiieren und bekannt zu machen. Die Idee zur Tagung und ihre Umsetzung verdanken wir dem Leipziger Ethnologen Dr. Wolfgang Liedtke und dem Leipziger Magister-Absolventen Georg Materna. Die gesammelten Vorträge werden 2010 in einem Sammelband Kommunikatoren aus Politik und Wissenschaft zugänglich gemacht.

Eine Podiumsdiskussion als Initialzündung

Die Tagung startete mit einer Podiumsdiskussion in einem der technisch voll ausgestatteten neuen Hörsäle des unlängst fertig sanierten Seminargebäudes der Universität Leipzig, der in den darauf folgenden zwei Tagen Vorträge zu unterschiedlichen Themenblöcken folgten. Die Moderatorin der Podiumsdiskussion MADELAINE MEIER, eine Journalistin vom Leipziger Studenten- und Lokalradio *mephisto* 97,6, zeichnete die Kontroverse für den Sender auf und führte in die Diskussion ein. Einer der prominentesten Podiumsteilnehmer, der Schweizer Journalist, Entwicklungssoziologe und Schriftsteller AL IMFELD, wird von Maier als jemand vorgestellt, der sich mit seinen Thesen oft am Rande des Tabubruchs bewegt und dem bereits Herzlosigkeit vorgeworfen worden sei. Mit ein paar „steilen“ Thesen setzt Imfeld die Dis-

kussion dann auch ohne Umstände in Gang: „Liebe Mitkämpfer und Mitkämpferinnen, wer mit Statistiken beginnt, verwirrt und ist selbst ein Wirrkopf. Wer mit mehr Geld ansetzt, vergisst die Spiritualität. Ohne Spiritualität ist Hunger – und ich bin kein Esoteriker – nicht zu überwinden. Erst dann kommt das Geld. Wer behauptet, Hunger sei kolonial, vergisst die Geschichte. Wer den Hunger in den Süden verlegt, vergisst, dass Hunger heute in all unseren Großstädten anwesend ist. Hunger ist um uns herum.“ Hunger, so der Schweizer Multisassa, sei also nicht nur ein Phänomen der Peripherie, sondern, genauso wie Alkohol, schon immer Teil der menschlichen Kultur. Er entstünde meistens unbemerkt und sei nicht einfach plötzlich da.

Die Zahlen und Fakten: Eine knappe Milliarde Menschen gelten derzeit als unterernährt. Täglich sterben etwa 25.000 Menschen an Hunger oder seinen Folgen. Das erklärte Ziel der Vereinten Nationen ist es, den Hunger bis 2015 zu halbieren. Das Welternährungsprogramm unterstützte im Jahr 2007 insgesamt 86 Millionen Menschen mit Nahrungsmittelhilfen im Wert von knapp drei Milliarden US-Dollar. Die Gesamtausgaben an Entwicklungshilfe durch OECD-Staaten betragen im gleichen Jahr 103 Milliarden US-Dollar. Trotzdem hungern die Menschen weiter. Weshalb sind so viele Hilfsprojekte – vor allem was ihre langfristige Wirkung betrifft – erfolglos? Wie kann Hunger nicht nur gelindert, sondern nachhaltig verringert werden? Auf dem Podium sitzen neben Al Imfeld die Biologin Prof. Dorothea Bartels, der sudanesischer Regierungsberater Isaac-Wel Majak, der Ethnologie-Professor Frank Bliss und die Entwicklungshelferin Carolin Callenius. Ihre konkreten Lösungsansätze unterscheiden sich teilweise stark voneinander.

Für FRANK BLISS, der an der Universität Hamburg zur Entwicklungsethnologie mit Schwerpunkt Afrika forscht und groß angelegte Entwicklungshilfsprojekte evaluiert, stellt sich Hunger vor allem als politisches Problem dar. Um Hunger zu bekämpfen reiche es seiner Meinung nicht, den Hungernden zu erklären, wie sie am besten möglichst viel aus ihrer Erde herausholen könnten. Vielmehr müsse man bei der Qualität der Governance, d.h. der Regierungsfüh-

rung und den nationalen Rahmenbedingungen beginnen. In Vietnam beispielsweise wurde für Bauern, die nur sehr wenig Land zur Verfügung hatten ein Gesetz geschaffen, das es ihnen erstmals in der sozialistischen Geschichte des Landes ermöglichte, für die nächsten 99 Jahre zwei bis vier Hektar Land zu pachten. Mit der Aussicht, das auch ihre Großelkel noch etwas von dem Land haben würden, begannen die Bauern, Land in großem Umfang zu pachten und bereits nach wenigen Jahren Umsätze zu verbuchen. Entsprechende Gesetze würden hier viel mehr Menschen helfen gegen den Hunger anzugehen, als Entwicklungshilfeprojekte, die über die Jahre höchstens einigen wenigen Bauern zugute kommen. Was aber ist dann die Legitimation von NGOs, die zur Bekämpfung des Hungers arbeiten?

Vor- und Nachteile nachhaltiger Entwicklungszusammenarbeit

Für CAROLIN CALLENIUS, die als Entwicklungshelferin bei „Brot für die Welt“ arbeitet, liegt die Crux in der „nachhaltigen Entwicklungsarbeit“ Diese fördere Eigenverantwortung und Selbstbestimmung und mache aus unmündigen Empfängern von Ressourcen unabhängige Akteure. Das Konzept der *Hilfe zur Selbsthilfe* würde im idealen Fall, so Callenius, dazu führen, dass es „Brot für die Welt“ nicht mehr geben müsse. Eine Offenbarung, die die Mundwinkel einiger Gesichter im Publikum zynisch nach oben wandern ließ. Denn auf dem Podium scheint sich zumindest der Großteil der Teilnehmer einig: Entwicklungshilfe ist vor allem ein Geschäft und enthüllt immer auch ein hierarchisches Element. Wie Bliss anmerkt, mache es beispielsweise wenig Sinn, Hühnerfarmen in Westafrika zu fördern und diese Länder gleichzeitig mit Exportfleisch zu überschwemmen.

Was unternimmt eigentlich die sudanesisische Regierung, um dem Hunger zu bekämpfen? fragt die Moderatorin den Politologen ISAAC-WEL MAJAK aus Khartoum. Majak, der die Regierung im Südsudan berät, verweist darauf, dass ein Großteil der Arbeit zunächst darin bestehe, die Flüchtlinge des seit 20 Jahre anhaltenden Bürgerkrieges in das Land zurückzuholen. Hunger sei im Sudan nicht das Problem. Das Land sei in der Lage, ganz Ostafrika zu ernähren, es gäbe mehrere Millionen Kühe und Rinder und so viele Fische, dass man sie sogar mit den Händen fangen könne. Das eigentliche Problem im Sudan sei die fehlende Infrastruktur, die beispielsweise den Transport der Güter zwischen den Bundesstaaten der Republik

ermögliche. Hilfsorganisationen, betont Majak, blockieren nicht selten die Entwicklung, beispielsweise wenn sie ethnische Differenzen gezielt gegeneinander ausspielen, indem sie fragen: „Sind sie Zande? Sind sie Dinka oder Nuer?“ Unlängst wurden mit Hilfe akquirierter Gelder westlicher NGOs Traktoren gekauft, erzählt er, doch keiner hätte sie verwendet. Sie wären zwar bei den Bauern angekommen, aber diese hätten sie lediglich weiter verkauft. Eine solche Entwicklungshilfe – da scheint sich der Politologe sicher – habe die Menschen faul gemacht.

Auch AI Imfeld, der viele Teile Afrikas seit Jahrzehnten regelmäßig bereist, kann der Entwicklungshilfe nicht viel Positives abgewinnen. Für ihn sind die meisten Hunger-Projekte Akte der „Selbstbefriedigung“. Ein Hunger-Projekt bleibe sinnlos, solange es nicht mit anderen Projekten, Regionen und gesellschaftlichen Bereichen vernetzt werde. Ein Krankenhaus beispielsweise bleibe zweckentfremdet, solange es nicht an eine ordentliche Straße angebunden sei. Hunger sei weder ein statisches noch ein monokausales Phänomen, weshalb seine Bekämpfung genauso wenig einseitig verlaufen sollte. Spezialisierte Hilfe sei unabdingbar, aber nur dann Erfolg versprechend, wenn sie komplementär eingesetzt würde.

Sind sogenannte neue Technologien hilfreich?

Einen gänzlich anderen Ansatz verfolgt die Biologin Prof. DOROTHEA BARTELS aus Bonn. Als Naturwissenschaftlerin macht sie auf die zentrale Rolle der Pflanzen in der Menschheitsgeschichte aufmerksam. Die Gründung von Siedlungen sei während der neolithischen Revolution vor ca. 10.000 Jahren erst durch die Kultivierung von Pflanzen möglich geworden. Bartels selbst forscht derzeit zu der Pflanze *Craterostigma plantagineum*, die auch mit wenig Wasser gedeiht und überproportional viel Trockenstress aushält. Leider, bedauert Bartels, habe diese Pflanze aber keinen landwirtschaftliche Nutzen. Sie plädiert im Weiteren für gentechnische Strategien und bemerkt hierzu: „Wir wissen ganz genau, was wir tun, aber nicht, was daraus entsteht“. Noch wisse die Gentechnik nicht auf alle Probleme eine Antwort, doch im Gegensatz zur klassischen Züchtung, wo die Vermischung der Gene zufällig und nur bei nahe verwandten Pflanzen erfolge, sei durch Gentechnik ein beliebiger Gentransfer möglich. Derartigen Lösungsansätzen via Gentransfer, die durch „neue technologische Pakete“ die Welt „retten“ wollen, steht die Entwicklungshelferin Callenius skeptisch gegenüber. Sie kommt

gerade vom Welternährungsgipfel der UNO in Rom und berichtet, dass dort festgehalten wurde, dass die Produktion von Nahrungsmitteln weltweit um 70 Prozent ansteigen müsse. „Wenn uns jetzt versprochen wird, dass mit Gentechnik dieses Ziel erreicht werden könne, fragen wir (Brot für die Welt) zurück, ob dies denn auch den Kleinbauern hilft.“ Gleichzeitig räumt Callenius aber auch ein, dass aufgrund des Klimawandels mancherorts wohl auch neue Technologien erforderlich werden könnten. Sie führt aus, dass zum Beispiel in Bangladesch salzresistente Reispflanzen benötigt werden und solche, die den mehrmaligen Überschwemmungen im Jahr standhalten. Solche Nahrungspflanzen könnten allerdings nur zum Einsatz kommen, wenn sie mit dem Wissen der Kleinbauern kompatibel seien.

Grenzen der Akzeptanz

Der Ethnologe Bliss betont, dass es in jedem Fall wichtig sei zu beachten, wo und wie Pflanzen angebaut werden sollen. Da die Zerstörung der Ressourcen aufhören muss, wäre es notwendig auf nachhaltigen Anbau zu setzen. Was aber tun, wenn die einheimische Bevölkerung eine Pflanze ablehnt, weil sie, wie in den 1980er Jahren im Tschad geschehen, ein bestimmtes Getreide nicht als Menschen-, sondern als Viehfutter betrachtet, obwohl das Viehfutter einen weit höheren Ertrag einbringt? Manchmal ist es zum Verzweifeln, stöhnt der Ethnologe, wie etwas rigoros abgelehnt werde, auch „wenn es doch empirisch nachweisbar ist, das einem keine Ohren wachsen“. Dann fügt er an, dass wir zum Beispiel in Deutschland im so genannten Steckrübenwinter nach dem Ersten Weltkrieg doch auch Viehfutter gegessen und damit ganze Generationen gerettet hätten. Ein Projekt wie das im Tschad, das damals auf drei bis vier Monate ausgelegt war, hätte jedoch nur funktionieren können, schätzt Bliss rückblickend, wenn es auf 10 bis 15 Jahre angelegt worden wäre.

Welche alternativen Wege es gibt, unpopuläre Pflanzen populär machen, verdeutlicht Al Imfeld darauf mit einer verblüffenden Anekdote aus der Sahel-Zone. Dort wurde vor Jahren ein Lebensmittelhilfe-Projekt in die Wege geleitet bei dem große Stangenbohnen angebaut wurden. Die Bohnen wurden zunächst wie im Beispiel von Bliss von der lokalen Bevölkerung abgelehnt, da in der Region zuvor keine Bohnen gegessen wurden. Um den Bohnen-Ertrag nicht zu vergeuden, exportierten die Projektleiter sie in die Schweiz an ein Fünf-Sterne Hotel. Als in

der Sahel-Zone bekannt wurde, dass die Schweizer die Sahel-Bohnen essen, begannen schließlich immer mehr Sahel-Bewohner, die Bohne in ihr Nahrungsrepertoire aufzunehmen. Das, so Imfeld, erinnert an die lange zähe Geschichte der Akzeptanz der Kartoffel bei uns.

Doch was können wir von zu Hause aus tun, um dem Phänomen dauerhaft entgegenzuwirken? Imfeld plädiert für Nahrungsentzug: „Wenn Menschen wieder lernen würden zu fasten, könnten wir Hunger bekämpfen und lernen, dass wir eigentlich nur die Hälfte zum Essen brauchen“. Es sei schließlich kein Zufall, dass die Fastenzeit an den Winter anschließe, den Zeitraum, in dem die Vorräte zur Neige gingen.

Ähnlich motiviert fordert Callenius einen ethisch bewussten Konsum. Dabei gehe es nicht nur um den physischen Konsum, sondern den Bezug zum globalen Welthandel, auch um den virtuellen. Das Wasser, mit dem unser täglicher Kaffee und unser täglich konsumiertes Fleisch produziert werde, entziehen wir der Dritten Welt. Um das zu umgehen, sollte unser Konsum wieder stärker regional und saisonal ausgerichtet werden. Die klassischen „Kolonialprodukte“ sollten fair erworben und allgemein sollte weniger Fleisch konsumiert werden. Sie fordert: „Wir könnten als Konsumenten einen Beitrag leisten, indem wir einen möglichst kleinen ökologischen Fußabdruck hinterlassen“.

Überraschende Ökobilanzierungen

Dass dieser ökologische Fußabdruck zu Missverständnissen führen kann, merkt Bliss an. Ihm zufolge sei beispielsweise die Öko-Bilanz chilenischen Weins zehnmal besser sei als die einer spanischen Weinflasche. Während der spanische Wein Flasche für Flasche auf LKWs nach Deutschland transportiert wird, werde der chilenische mit drei Prozent des Treibstoffes des spanischen Weintransports nach Bremerhaven verschifft und von dort ein Zehntel der Gesamtstrecke weiter mit dem LKW gefahren. Und ergeht noch weiter: auch hausgemachter Extremismus kann zu hohen Ökobilanzen führen, wenn man beispielsweise jeden Morgen 40 Kilometer zu seinem Öko-Hof und abends die gleiche Strecke wieder heim fährt.

Reizwort Transportsysteme und Handel

Mit dem Warentransport kommt die Podiumsdiskussion zu ihrem letzten Themenschwerpunkt: dem Handel. In den heutigen Diskursen der Sozialwissen-

schaftler dauert es in der Regel nicht lange bis das Reizwort fällt: Die Welthandelsorganisation, auch bekannt unter dem Kürzel WTO (World Trade Organization). Bliss macht dabei keinen Hehl aus seiner Meinung: Die EU-Subventionen müssten juristisch betrachtet sofort eingestellt werden, immerhin verstoßen wir mit unseren Handelsaktivitäten tagtäglich gegen internationales Recht. Es gehe soweit, dass das WTO-Mitgliedsland Deutschland, dass sich internationalen Rechts-Standards verpflichtet habe, etwa den räuberischen Fischfang der Spanier vor der mauritanischen und senegalesischen Küste unterstütze.

Al Infeld sieht das Problem speziell in der Liberalisierung der Märkte begründet, die den Kleinbauern schade. Die Moderatorin wirft die Frage auf, ob die Wiedereinführung von Schutzzöllen nützen könnten, damit die Preise der Landwirte mit denen des internationalen Handels mithalten können? Hierin sieht Isaac-Wel Majak keinen Weg gegen das große „heilige Europa“ anzukommen. Stattdessen müsse Afrika seinen eigenen Weg einschlagen, sich freimachen von der Rolle des unmündigen Empfängers und das Problem selbst lösen. Der Politologe sieht eine große Chance in der Schaffung einer eigenen Handelszone beispielsweise der ostafrikanischen Staaten Südsudan, Tansania, Kenia, Uganda etc. Er betont, dass die Menschen die Chance bekommen müssen, ihr eigenes Essen anzubauen und auch dadurch ihren Stolz wieder zu erlangen. Die Aktivitäten der WTO wirke sich in jedem Fall negativ auf die Entwicklung des Landes aus.

Panelthemen

Wer kann überhaupt helfen, wenn die Hilfe der WTO und zahlreiche Projekte der Entwicklungshilfe nichts bewirken? Diese Frage wird umformuliert: Wer ist zu Hilfe verpflichtet? Kann Hilfe aus der reinen Vernunft des moralischen Subjekts entstehen? Wann wird Hilfe zur Einmischung? Kann meine Vorstellung des Richtigen für andere zur Pflicht werden? Diesen Fragen stellt sich nach der Podiumsdiskussion als erster Redner der Erfurter Theologe MICHAEL HARTLIEB in seinem Vortrag „Souveränität, moralische Hilfspflichten und globale Gerechtigkeit – ein problematisches Verhältnis“.

Als zweite Rednerin kritisiert JUTTA SUNDERMANN von Attac die Souveränität von multinationalen Unternehmen und warnt vor der Zunahme der Zentralisierung von Nahrungsindustrie und Agrarhandel. Die Aktivitäten und Expansionen neuer Gentechnik-Un-

ternehmen wie Monsanto von BASF und Bayer, die 90 Prozent des genetisch veränderten Saatguts vertreiben, zerstörten lokale Märkte und Produktionen, indem sie große Abhängigkeiten schaffen. Solange an der Chicagoer Börse der Getreidepreis festgesetzt werde und Agrofuel die Anbauflächen reduziere, sei der Welthunger nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen begriffen. Verstärkt würde diese Tendenz zusätzlich durch die Exportsubventionen von USA und EU, die sich selbst gegen die WTO durchsetzten.

Helfen und Moral oder Wenn Helfen zur Pflicht wird

Wie werden moralische Verpflichtungen zur Hilfe durch die Religionen geregelt? Um das Helfen zur Pflicht zu erheben, hält der Islam beispielsweise unterschiedliche Reglementarien bereit. Die Schweizer Historikerin ASTRID MEIER referiert am dritten Tagungstag zu dem islamischen Hunger-Instrumentarium *Zakat*, einer Art Almosensteuer, die es Muslimen laut Koran vorschreibt, einen bestimmten Teil ihres Besitzes Armen und Bedürftigen zu geben. Muslimischen Kommentatoren zufolge darf aber die islamisch gesetzliche Abgabe nur anderen Muslimen zugute kommen. *Sadaqa* hingegen bezeichne eine freiwillige Gabe, die im Gegensatz zu *Zakat* juristisch nicht geregelt ist und auch zugunsten von Nicht-Muslimen gespendet werden kann.

Auch im Buddhismus kann das Helfen zur Pflicht werden, wobei die Betonung hier auf *kann* liegt. JENS THOMAS, der in Vertretung des Leipziger Religionswissenschaftlers Heinz Mürmel zum Thema „Buddhismus und Hunger in Ceylon: Berichte aus dem 19. Jahrhundert“ referierte, nennt drei mögliche Handlungsweisen, wie ein Theravāda-Buddhist in der Regel auf Hungernde reagieren kann. Die erste Option sei, den Darbenden als Solchen zu ignorieren und seine Gaben für Würdigere (z.B. Mönche) einzusetzen, da dieser nach Ansicht der Gläubigen selbst Schuld an seinem Hunger trage. Dieser Anschauung geht die Annahme voraus, dass der Mensch im Buddhismus für sein Leben und seine ausgeübten, ausgesprochenen oder gedachten Taten und deren zwangsläufige Konsequenzen selbst verantwortlich ist, was auch den Hunger nicht ausschließt. Moralisches Verhalten wird demzufolge „naturgesetzlich“ geregelt. Die zweite Möglichkeit bestehe darin, durch „relief work“ an den Hungernden für sich selbst gutes Karma zu erwerben. Durch die buddhistischen Lehren von *damma* (Weltgesetz) und *karma* (Handlungen),

nach denen Hunger „verdient“ werde, übten sich die Mönche in Gleichmut, während Christen diese Haltung als Gleichgültigkeit kritisierten. In der Auseinandersetzung darüber sei auch unter Beteiligung der Theosophie eine Art Reformbuddhismus entstanden, in dem auch Mitleid und Hilfe ihren Platz fänden. Die dritte Option sei dementsprechend eine, der eine Reihe von Reformbuddhisten nachgingen, die von der absoluten Notwendigkeit organisierter, sozialreformerischer Arbeiten überzeugt sind.

Die problematische organisierte Hungerhilfe

Das 20. Jahrhundert habe nicht nur weltweit den modernen Verwaltungsstaat durchgesetzt, sondern auch den nichtstaatlichen Hilfsorganisationen den Weg gebahnt. Mit diesem Satz leitet GEORG MATERNA nach den historischen und botanischen Exkursen zum Thema Hunger den nächsten Themenschwerpunkt zur *organisierten Hungerhilfe* ein. Mit weiteren Vorträgen von REINHARD HERMLE (Oxfam) und Prof. Bliss wird dabei erneut das politische Feld aufgespannt. Beide Referenten betonen ausdrücklich die potentiell destruktiven Nebenwirkungen von Budgethilfe, die oftmals auftreten, wenn Subventionen zu sehr an Good Governance Kriterien gebunden sind. An dem Punkt der Good Governance mache sich für Bliss die Doppelköpfigkeit von Hilfsorganisationen fest. Sein Argument lautet: Hilfsorganisationen haben Interesse am Problem, aber nicht unbedingt an dessen Lösung. Wenn ein Land beispielsweise die Kriterien der Good Governance erfüllt habe, würde Budgethilfe nicht selten „in Richtung Sanktnimmerleinstag rücken“.

Die Ursachen von Hunger teilt Bliss als Entwicklungsethnologie in endogene und exogene Faktoren auf. Zu den endogenen, „selbstgemachten“ Faktoren zählt er Landknappheit und keinen ausreichenden Zugang zu bebaubarem Land. An zweiter Stelle nennt er „bad governance“. Häufig würden Hunger und Misswirtschaft durch Überregulierung, endemische Korruption, Landraub durch Mächtige oder die Vernachlässigung der Landbevölkerung gegenüber dem Stadtproletariat bedingt. Der dritte „lokale“ Faktor sei die Entfremdung von landwirtschaftlichen Nutzflächen durch Stauseen oder Zersiedelung, während er als viertes Kriterium fehlendes Know-how vor Ort anspricht.

Unter die exogenen Faktoren des Hungers fallen die Exportsubventionen und Verstöße gegen internationale Regeln, wie z.B. beim Fischfang. Hinzu kämen Krieg und Verschuldung, wobei keineswegs

die Schuld immer beim „bösen“ Kapitalismus gesucht werden könne. Bliss verleiht einem Verdacht Ausdruck, der sich im Laufe seiner jahrzehntelangen Erfahrung immer stärker erhärtet habe: Manche Regierungen interessierten sich oft überhaupt nicht für ihre Bevölkerungen. Es scheitere im seltensten Fall an den Ressourcen, denn kein Land sei so arm, dass es seine Menschen nicht ernähren könne.

Bliss hatte aber nicht nur Kritik, sondern auch einige Lösungsvorschläge parat. Zu seinem „Mehrebenenansatz“ gehöre zunächst der Landzugang, der durch Besteuerung von Nichtnutzung erleichtert werden müsse. Die Nutzpflanzen dürften nicht diktiert werden, auch wenn eine Intensivierung der Agrarberatung sinnvoll sei. Zudem seien Binnenreformen mit entsprechender Rechtssprechung und Gleichbehandlung der Regionen, Transparenz und Korruptionsbekämpfung notwendig. Außenpolitisch müssten sich Europäer wie Spanien und Frankreich mit ihren Sonderinteressen beispielsweise beim Baumwollanbau zurückhalten. Außerdem müssten Geberländer mehr kooperieren und sich nicht gegenseitig ausspielen, wie das etwa China in Afrika gerne tue. In einer effektiven *Weltinnenpolitik*, so Bliss, seien Menschenrechte und Minderheitenrechte ein ständiges Verhandlungsthema. Auf die viel beachtete „Selbsthilfe“ könne man sich dabei aber nicht verlassen.

Reinhard Hermle von „Oxfam“ kritisierte Bliss Vorwürfe gegen die Regierungen, die nicht auf „Stammtischniveau“ geübt werden dürften. Ohne die Regierungen, so seine Gegenthese, sei jede Hilfsaktion von vornherein zum Scheitern verurteilt. Außerdem sei heute in vielen Ländern das öffentliche Finanzsystem verbessert worden. Er verweist dabei auf das seit 1995 existierende „Oxfam Deutschland“. Die gespendeten gebrauchten Gegenstände, die „Oxfam“ unter dem Motto „Überflüssiges flüssig machen“ verkauft, erzielen, laut Hermle, gute Gewinne.

Damit finanziere „Oxfam“ unter anderem seine Anliegen, nämlich eine Art Anwaltsfunktion auszuüben und dabei Kampagnen- und Lobbyarbeit mit dem Fokus auf Kleinbauern zu betreiben.

Wie „Oxfam“ arbeite und wie es zur gängigen Entwicklungshilfe stehe, fasste Hermle, in einem Satz zusammen: „Für uns sind die drei Punkte nachhaltiger sozialer, wirtschaftlicher und politischer Entwicklung zentral, denn Entwicklung ist ein Prozess und kein Projekt“.

Kann die Ethnologie Abhilfe schaffen?

Die Kernthese von Hermle schien bei den anwesenden Ethnologen Anklang zu finden, auch wenn sie sich teilweise wunderten, so einen Satz ausgerechnet von einem langjährigen Vorsitzenden im Vorstand des Verbandes Entwicklungspolitik deutscher NGOs zu hören. Tatsächlich gab es von ethnologischer Seite immer wieder starke Kooperationsbereitschaften in der Entwicklungshilfe.

JOCHEN SCHULZ etwa vom Leipziger Institut für Ethnologie wies aus seiner eigenen langjährigen Erfahrung als Ethnologe und Fundraiser in einer NGO darauf hin, wie wichtig der Beitrag der Ethnologie für das Gelingen von Hilfsprojekten sei. Dieser beinhalte insbesondere, soziale Wirklichkeiten zu erfassen, Daten für Entscheidungsprozesse zu erheben oder den strukturellen Zugang zu Entwicklungstechnologie herauszuarbeiten, ergo herauszuarbeiten inwieweit es Sinn mache, Entwicklungstechnologie von außen in die lokale Bevölkerung einzuführen. Schulz betont dabei eine programmatische Unterscheidung: Entwicklungszusammenarbeit solle als Arbeitsfeld und nicht als wissenschaftliche Disziplin verstanden werden. Ethnologen möchten etwas von den Menschen lernen, zu denen sie aufbrechen und sollen den von ihnen erforschten Gruppen nicht zeigen, wie man es besser mache.

Abschließende Anmerkungen

Nach zwei Tagen und nach etlichen erkenntnisreichen Momenten ergriff WOLFGANG LIEDTKE als Initiator der Tagung das Schlusswort. *Hunger*, so Liedtke, *könne kein absoluter, sondern nur ein relativer Begriff sein*. Mehr noch, Hunger könne sogar ein kulturell akzeptiertes Phänomen sein, wie es deutlich werde, wenn man sich religiöse, wirtschaftliche oder soziale

Gebote wie das Fasten, Arbeitsethiken und Nahrungstabus vergegenwärtige. Hunger könne aber ebenso einem Staat die Legitimation absprechen oder eine Revolution evozieren wie das der Hungermarsch der Frauen nach Versailles gezeigt habe, der die Französische Revolution einläutete. Doch die kulturelle Souveränität stoße dort an ihre Grenzen, wo die lokale Bevölkerung zu hilflosen Opfern degradiert werde. Vorsorge und damit Hungervermeidung gehöre seit jeher zum politischen Dauerauftrag eines Staates. Früher dienten dazu Speicher und Nahrungsmagazine, heute greifen umfassendere komplexe Vorsorgeeinrichtungen. Heutzutage aber werde der *kategorische Infinitiv* von Regierungsprogrammen wie „es ist zu erreichen, dass ...“ dem Phänomen Hunger nicht mehr gerecht. Was oft fehle, seien Detailkenntnisse und entsprechender Gedankenaustausch. Kulturelle Souveränität könne hingegen nur anerkannt werden, wenn das indigene Wissen und dessen lokale Problemlösungsstrategien bekannt und wertgeschätzt werden.

Für die Berichterstatteerin war die Tagung ein voller Erfolg. Auch die Organisatoren erreichten ihr Ziel: der viel gepriesenen, aber in der Praxis oft vernachlässigten Interdisziplinarität konnte hier Folge geleistet werden. Insbesondere aber bot die Tagung Nährboden für zahlreiche fruchtbare Diskussionen und Kontakte. Da die Diskussionen aber nicht zuletzt neben den vielen Antworten auch Fragen aufwarfen, wäre eine Weiterführung der Tagung zu diesem komplexen Themenfeld wünschenswert. Zunächst bleibt aber zu hoffen, dass die *Hilfe-zur-Abhilfe-Strategien* und Detailkenntnisse, die auf der Tagung Eingang fanden, auch beim Ministerium für Entwicklung und Zusammenarbeit gehört werden. Schließlich geht es darum, dem Reden Taten folgen zu lassen.



Harika Dauth studiert Ethnologie, Religionswissenschaft und Journalistik an der Universität Leipzig. Zu ihren Themenschwerpunkten zählen die Türkei, Roma-/Zigeunerkulturen in Europa, Ethnomedizin, politische und feministische Anthropologie.

e-mail: akirah13@gmail.com